

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 6

Artikel: Weihnacht im Zauberwald
Autor: Caltofen, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664699>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WEIHNACHT IM ZAUBERWALD

Ich war gerade dabei, grüne Zweige in meine Vase und hinter die Bilder zu stecken, als meine Waschfrau geräuschvoll eintrat. Es waren Zweige des Erdbeerbaumes, denn Fichten oder Tannen hatte ich nicht.

Neugierig sah sie sich um und fing dann gleich an zu erzählen:

«Es ist schon lange her, aber es ist gewisslich wahr. Du weisst, vor dem Avizkreuz waren die Mauren hier in Portugal. Und ein Sultan von ihnen hatte sich aus fremden Landen fern im Norden eine Infantin geholt. Dorthier, wo es Nebel gibt und weisse Erde und grosse, starre Seen. Die kleine Infantin wurde traurig und krank hier zwischen unsern Blumen und Blüten. Sie hatte solche Sehnsucht nach Schnee. Der Sultan hatte sie sehr lieb, und eines Morgens bat er sie, auf den Burgturm zu steigen und ins Land zu schauen. Sie tat es. Da war die Erde zu ihren Füßen weiss wie die Erde ihrer Heimat. Der Sultan hatte während der Nacht alle weissblühenden Bäume aus seinem Lande herbeibringen und rings um das Kastell pflanzen lassen.»

«Da hat die Infantin sich sicher sehr gefreut», sagte ich.

«Sie ist wieder gesund geworden», erwiderte sie, «und fröhlich.»

Sie führte mich vom Fenster fort.

«Hör, Senhor, du darfst zu Weihnachten nicht hierbleiben. Bei der heiligen Muttergottes. Du musst jetzt dort hinunter hinter die Berge, wo es bald Schneebäume gibt.»

Am folgenden Vormittag bot sich mir ein Wagen an, mir meine Weihnacht suchen zu helfen. Es war ein recht klapppriger Kasten, aber er wirkte sauber und sein Kutscher schien schien ein ruhiger, biederer Mann zu sein.

Wir fuhren durch eine grosse Wildnis und hielten endlich vor einem entlegenen Waldwirthshaus.

Das stand wie ein schüchternes Zirkuskind in einer Tagesvorstellung, mit glitzerndem Schmuck überladen, von Rot, Grün, Lila, Gelb gar geheimnisvoll feenhaft überflammt, und dann wieder, wenn das helle Sonnenlicht für Augenblicke das Dämmerdunkel des Dickichts besiegte und die bunte Grelle verschluckte, erschreckend bettlerhaft in seiner mit Talmi und Flitterkram aufgeputzten Armut. Die Gäste grölten, die Fiedeln jauchzten, Burschen stampften, Weiber kreischten, Feuerfrösche und Flintenböller krachten, Dominos und Donnerscheiben lärmten.

Dann ging ich allein durch die Nacht. Es war eine sanfte, veilchenfarbene Nacht. Der Himmel hatte nur wenig Sterne, und diese glommen müde und matt, gleich den Oellämpchen armer Leute. Durch das ferne Dunkel lief ein eiliges Klinklang. Vereinzelte Vögel piepsten über mir im Gezweig und verstummten dann. Sie waren wohl wieder eingeschlafen.

Ich ging durch den Wald. Tausend alte Bäume träumten und schliefen, die Blätter und die Winde schliefen, die Wurzeln und die Steine schliefen, und zwischen den dichten Stämmen fand ich die liebe Einsamkeit, und sie schlief auch.

Schatten huschten an mir vorüber. Ich hielt inne. Meine Hand löste sich nur ungern von einem Baum. Wie sah er doch plötzlich so krumm und böse aus! Und droben im Geäst, da fing es nun an, zu tuscheln und zu jammern und zu klagen.

War ich nicht hier in der Nähe von Bussaco? War dieser Wald nicht ganz anders als alle andern in diesem Land, schöner noch als selbst der wunderschöne Monserrat in Sintra? War ich nicht vorhin durch ein altes Tor gekommen, auf dem etwas von «Päpstlicher Bulle» und «1622» und «Bei Strafe der Exkommunikation» zu lesen war?

Ja, so war es, und so musste dieser Wald also die berühmte «Floresta» sein.

Wieder blinkten Sterne über den Blumen. Wieder geisterten Schatten durch die Finsternis. Ob vielleicht doch etwas Wahres daran sein mochte, dass die Floresta ein Zauberwald ist und dass die Seelen all der Mönchlein, die darin ihre Trappistenbäumlein gepflanzt, in den heiligen Nächten mit Wasser aus dem Himmelsbrunnlein zu ihnen herabkommen und sie hegen und pflegen, mit versiegelten Lippen, so wie sie es all ihre Erdenjahre hindurch getan hatten, und dass die Geister der laut allerheiligster Bulle wegen Baumfrevels in diesem Wald aus der allerheiligsten Kirche Aus-



Anbetung (Cima di Conegliano)

Photo F. Faber

gestossenen nun ewig durch den Wald irren müssen, bald als müde Irrwische, bald als nimmerruhende Schatten, und dass ihnen in den heiligen Nächten Stimmen verheissen wurden und sie sich jammernd und bettelnd um die tausendjährigen Zedern, die von den heiligen Bergen des Libanon einst hierher verpflanzt wurden, stiessen und drängten, weil alljährlich ein Unseliger ein Plätzchen auf den Zweigen erhielt und mit ihm siebenmal die ewige Seligkeit?

Der Schatten zwischen den Bäumen, der Lichter zwischen den Stämmen wurden immer mehr. Aus allen Richtungen kamen sie. Jetzt waren sie ganz nah, dann wieder schwenkten sie dicht über den Erdboden, sacht, regelmässig, und da sah ich, es waren keine Irrwischlein, und es waren auch keine Sterne. Es waren wirklich armer Leute Oelämpchen.

Ich ging zu ihnen. Ich ging mit ihnen. Mir war, als müsse das so sein. Sie führten noch tiefer in den Wald hinein. Ich hörte versunkenes Murmeln von träumenden Quellen und betenden Menschen. Wir kamen an eine einsame Eremita. Sie war sehr klein. Es waren schon viele Menschen dort. Wir konnten nicht mehr hinein. Die Lichtchen gingen weiter, und ich ging weiter.

Der Himmel war licht geworden. Mondhell. Der Wald war weiss geworden. Vor mir stand eine Tanne, ein sternhohe Tanne, und blanke Himmelslichter sassen auf ihren Zweigen. Tief unter den Zweigen versteckt sass fein und zurückhaltend eine junge Mutter und weinte ohne Tränen. Sie wiegte ihr Kind auf dem Schoss, ein schönes Kindlein, in Fetzen gehüllt und mit traurigen, wissenden Augen. Hätten seine Hände mit dem Zepter der Welt gespielt, ich wäre drob nicht erstaunt gewesen. Aber sie spielten mit einem Tannreis. Das war wie ein Wunder.

Ich lächelte still der Madonna und ihrem schönen Kinde zu. Das Kind schaute mich gar herzlich und vertraut an aus traurigen, wissenden Augen und wies mir mit bezauberndem Lächeln sein Reislein, und liess es fallen, so als hätte es mir jenes Reislein schenken wollen.

Neben der Eremita hob ein alter Bettler seine Geige. Sie hatte nur zwei Saiten, und er spielte nur immer die gleiche, kleine Melodie. Er spielte sie mit steifen, ungeübten Fingern, doch aus einem Herzen heraus, das Gott inbrünstig suchte. Ich schaute und lauschte. Silberne Melodien erwachten in Sternenhöhen und ein weihnachtsheiliges Rauschen ging nun durch den Wald.

D I E S C H I E B E T Ü R

Es ist so süss, sich zu erinnern. Es macht so warm von innen. Dabei sind es manchmal die kleinsten Begebenheiten, klein am Augenblicke ihres Erlebens gemessen, die gross und voll werden im Nachgeschmack.

Solcherart ist die Erinnerung an unsere Schiebetüre. Es war an sich nichts Besonderes an ihr, was des Erinnerens wert wäre. Allenfalls das, dass sie zwei Flügel hatte, die sich teilten und in der Wand verschwanden wie ein Theatervorhang, eine recht ansehnliche Einrichtung also für unsere häuslichen Verhältnisse. Sie war das Grösste an unserer kleinen Wohnung, kann man sagen. Wir hatten sie uns beim Bau ausdrücklich ausbedungen, um doch wenigstens ein Bücher- und Schreibkabinett vom Universalwohnzimmer abzutrennen. Wenn wir die Schiebetür schlossen, hatten wir ein Zimmerchen mehr, und wenn wir sie öffneten, genossen wir das Glück, dass wir wieder alle beisammen waren. Wir alle: das waren wir drei. Wir waren noch eine ganz kleine Familie mit einem ganz kleinen Kind in einer ganz kleinen Wohnung.

Da kam nun Weihnachten heran. Wir freuten uns sehr darauf, dass wir diesmal dem Christkind unser Christianekind mitbringen durften zum Spielen. Aber wenn das Christkind nun fragen sollte: «Wo ist eigentlich euer Weihnachtszimmer?» das könnte uns schön in Verlegenheit bringen. Danach fragt zwar das Christkind nicht, es braucht keinen grösseren Platz, als ein Herz. Aber wir waren gewöhnt, so zu fragen von daheim, wo es natürlich besondere Weihnachtszimmer gegeben, in denen sich wochenlang vor dem Fest das Christkind hatte ausbreiten können mit seinen Eisenbahnen, Kaufläden, Puppenstuben, Glaskugeln und einer Unmasse von Päckchen, Paketen, Papier, Holzwolle und Kerzen.

So ein richtiges Weihnachtszimmer hatten wir nicht zu bieten. Dafür hatten wir aber die Schiebetür. Wir konnten doch ausnahmsweise einmal am Schreibtisch essen und Christianens Wägelchen ganz gut zwischen den Regalen mit Brehms Tier-